

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 4

Artikel: Unsere Beziehungen zu Deutschland nach dem Krieg
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Unsere Beziehungen zu Deutschland nach dem Krieg

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von H. Tomamichel

Die Zuschrift

*An die Redaktion des «Schweizer-Spiegels»
Sehr geehrte Herren,*

Ich schätze Ihre Zeitschrift über alles. Der Mut, mit dem Sie immer wieder Wahrheiten aufdecken, die alles andere als populär sind, ohne je die menschlich gütige Haltung zu verlieren, macht mir

seit Jahren großen Eindruck. Aber in einem Punkt bin ich mit Ihnen nicht einverstanden. Wenn Sie in einer der letzten Nummern schreiben: « Die geistige Landesverteidigung ist nicht eine vorübergehende Notmaßnahme. Sie ist für uns eine Lebensnotwendigkeit, auch für die Zeit nach dem Kriege, wenn die ehemaligen Hitlerjungen versuchen werden, sich bei uns mit lyrischen Gedichten und Lau-

tenklängen wieder anzubiedern », so nehmen Sie eine Stellung ein, die im Widerspruch zu Ihrer Devise «Die Sonne scheint für alle Leut » steht.

Ich weiß, die Stimmung im Schweizervolk gegenüber Deutschland ist gegenwärtig bitterbös, habe ich es doch selbst erlebt, wie eine deutsche Dame, die in der Straßenbahn in etwas prononciertem Hochdeutsch eine nicht unberechtigte Reklamation vorbrachte, von andern Fahrgästen geradezu beschimpft wurde. So sehr auch ich über die Greueltaten der SS entsetzt bin, so falsch scheint es mir, das deutsche Volk dafür verantwortlich zu machen und es in Bausch und Bogen zu verdammten. Gerade jetzt, wo es unsren deutschen Nachbarn sehr schlecht geht, sollten wir nicht auch noch mit den Wölfen heulen; sondern jetzt wäre es die Aufgabe der Schweiz, sich von einem engstirnigen Nationalismus zu befreien und ihre Rolle als Helvetia mediatrix, als Versöhnnerin, zu spielen.

Ob wir es wahr haben wollen oder nicht, schließlich rollt doch in unsren Adern das gleiche Blut. Auch wir Deutschschweizer sind deutschen Stammes und vor allem deutscher Kultur.

Wir sollten uns immer klar sein, welch große Dankesschuld wir abzutragen haben. Was wäre unser Schulwesen ohne die deutschen Demokraten, die ihm in den 48er Jahren eigentlich den Stempel aufdrückten? Ein Conrad Ferdinand Meyer und ein Gottfried Keller waren sicher gute Patrioten; aber gerade sie betonten immer wieder, daß eine von Deutschland unabhängige schweizerische Kultur eine Unmöglichkeit sei.

Ich begreife, daß die Beschimpfungen der Schweiz durch die deutsche Presse während dieses Krieges eine gewisse Verbitterung hervorgerufen haben, und die finanziellen Einbußen, die wir durch unsere Kreditgewährung an Deutschland erlitten, haben diese Verbitterung verstärkt; aber es handelt sich ja schließlich um Kriegserscheinungen, und man muß

die Größe haben, solche Dinge vergessen zu können.

Und was die schweizerische Unabhängigkeit anbelangt, so ist diese sicher nach dem Kriege von seiten Deutschlands viel weniger bedroht als durch den jetzt schon deutlich sich abzeichnenden Imperialismus der Engländer, Amerikaner und — Russen.

Es würde mich freuen, wenn Sie sich zu meinen Ausführungen privat oder in Ihrer geschätzten Zeitschrift äußern würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Die Antwort

Sehr geehrter Herr Professor,

Wir erhalten wegen unserer Einstellung zu Deutschland sehr oft Zuschriften, zustimmende und ablehnende. Die ablehnenden sind nicht selten mit groben Beschimpfungen verbunden. In den kritischen Jahren 1940/1941 fehlte es sogar nicht an Todesdrohungen. So hat uns einmal der vor einiger Zeit in Deutschland bei einem Bombenangriff ums Leben gekommene, bekannte, landesverräterische Schriftsteller Jakob Schaffner mitgeteilt, er werde persönlich dafür besorgt sein, daß die Redaktoren des « Schweizer-Spiegels » nach einer deutschen Besitznahme der Schweiz an die Wand gestellt würden.

Ihr sachlich gehaltener Brief hat mich gefreut, weil er mir die Möglichkeit gibt, mich mit denen, die aus durchaus anständiger Gesinnung heraus in guten Treuen anderer Ansicht sind, auseinanderzusetzen. Es ist ohnehin Zeit, daß wir uns darüber klar werden, wie wir uns nach dem Kriege Deutschland gegenüber verhalten wollen.

Auch damit bin ich mit Ihnen einverstanden, daß es sich nicht darum handeln kann, uns im Fall einer Niederlage Deutschlands für die erlittene Unbill zu

rächen. Es ist zwar begreiflich, daß die vielen Demütigungen, die wir als kleines Land in den Jahren der deutschen Vorherrschaft in Europa schlucken mußten, dazu führten, daß sich bei vielen Eidge nossen ein eigentlicher Grimm aufgespeichert hat, der nun auf Entladung drängt. Aber das Ressentiment ist eine schlechte Grundlage für die Politik. Auch unter unausgeglichene Rechnungen muß ein Strich gezogen werden, wenn man in Freiden miteinander leben will.

Aber auch wenn wir in keiner Weise nachträgerisch sein wollen, so erfordert doch unser nationales Interesse, daß wir in Zukunft zu Deutschland eine distanziertere Stellung einnehmen als unsere Väter und Großväter.

Sie weisen selbst mit Recht darauf hin, daß der Imperialismus der Großmächte für die kleinen Länder immer eine Gefahr bedeutet. Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Große Mächte sind für kleine immer gefährlich. Sie sind mächtig, und Macht ist an sich böse. Alle großen Völker sind imperialistisch, mag auch zu gewissen Zeiten der Eroberungsdrang ruhen. Man weiß nie, wann das Raubtier plötzlich von seinem Verdauungsschlaf aufsteht und das Lamm, das in der Nähe weidet, überfällt. Diese Vorsicht ist nicht nur den Siegern des heutigen Krieges gegenüber am Platze, sondern auch den Besiegten gegenüber. Wir haben selbst erlebt, wie rasch die Konstellationen wechseln. Ich halte es durchaus für möglich, daß auch Frankreich in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zu einer Großmacht wird, und bei Deutschland scheint mir das sogar wahrscheinlich; eine so lebenstüchtige Nation wird sich früher oder später seiner Zwangsjacke wieder entledigen.

Allen Großmächten gegenüber ist von unserm nationalen Standpunkt aus Mißtrauen am Platze. Dem deutschen Reiche gegenüber aber scheint mir diese Wachsamkeit besonders nötig, einmal deshalb, weil unser nördlicher Nachbar seit

100 Jahren geradezu ein Schulbeispiel einer imperialistischen Macht darstellt und außerdem, weil der deutsche Imperialismus für seine Opfer besonders schwer zu ertragen ist. Während die Engländer — wie die alten Römer — sich darauf beschränken, in den von ihnen abhängigen Gebieten ihre lebenswichtigen Interessen zu wahren, daneben aber jeden nach seiner Fasson selig werden zu lassen, wollen die Deutschen nicht nur herrschen, sondern auch gleichschalten. Bei ihnen hat der Machttrieb eine merkwürdige Verbindung mit dem Liebestrieb vollzogen. Wird diese Liebe enttäuscht (und sie muß immer enttäuscht werden, denn die Liebe ist das Kind der Freiheit), so verwandelt sie sich in Terror, wie wir das in Holland, Norwegen und Frankreich beobachten konnten.

« Und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag ich Dir den Schädel ein! »

Ich kann leider nicht glauben — und hier gehen unsere Ansichten grundsätzlich auseinander — daß dieser deutsche Drang nach Weltherrschaft nach einer Niederlage verschwindet. Er liegt den Deutschen im Blute, er ist beinah ein Instinkt. Seine Träger — und das ist gerade das Unheimliche — handeln unter seinem Einfluß, ohne daß ihnen dies bewußt ist.

Waren zum Beispiel die deutschen Wandervögel, die vor dem Kriege mit Laute und Rucksack Europa durchschwärmt, nicht der Typus des unpolitischen Idealisten? Und doch zeigte sich später, daß sie zum großen Teile nichts anderes waren als Werkzeuge des deutschen Militarismus, Späher, die das Gelände rekognoszierten, nicht im Auftrag, freiwillig und ohne daß sie sich selbst klar darüber waren, warum sie ihre Fahrten unternahmen.

Diese Leidenschaft zur Weltherrschaft ist bei einem großen Teil unserer nördlichen Nachbarn so stark, daß auch grundanständige Deutsche ihr zuliebe alle Hemmungen über Bord werfen. Die deutschen Hitlerjungen, die in der Inflations-

zeit Aufnahme in Norwegen gefunden hatten, die Altertumsforscher, die durch ihre Studien mit Griechenland vertraut wurden, die Intellektuellen, die aus ehrlicher Sympathie für den Charme der französischen Kultur in Paris lebten, sie stellten ihre Kenntnisse den Besetzungsbehörden zum größten Teile bedenkenlos zur Verfügung und halfen dadurch, das Land, das sie kannten und liebten, zu ruinieren. Auch wir mußten ja mit Stäunen feststellen, wie deutsche Geschäftsleute und Professoren, die seit Jahren bei uns lebten und sicher ehrliche Freunde unseres Landes waren, sich plötzlich als Mitglieder der 5. Kolonne entpuppten.

Die Frage, ob man zwischen dem deutschen Volk und dem Nationalsozialismus unterscheiden müsse, die gegenwärtig in England die öffentliche Meinung beschäftigt, ist falsch gestellt. Sicher ist ein großer Teil des deutschen Volkes alles andere als nationalsozialistisch. Aber die überwiegende Mehrheit akzeptierte den Nationalsozialismus, weil sie in ihm ein geeignetes Werkzeug zur Verwirklichung der Weltherrschaftsträume sah. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß man jetzt, wo sich die Rechnung als falsch erwies, die Geister, die man rief, gerne wieder los würde. Nur jene Deutschen dürfen aber ihre Hände in Unschuld waschen, die auch zur Zeit des Erfolges, damals, als die Hakenkreuzfahne vom Nordkap bis zum Kaukasus wehte, nicht in dem Ding sein wollten und den Radio mit Entrüstung abdrehten, wenn aus ihm die Worte erschallten: « Die Schweiz, das wüste Stachelschwein / das nehm'n wir auf dem Rückweg ein. »

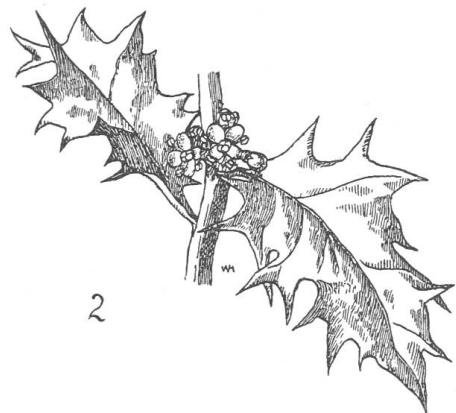
Zweifellos liegt etwas Tragisches darin, daß sich ein so begabtes und auch liebenswertes Volk dermaßen verstrickt. Wir können versuchen, diese Entwicklung zu verstehen; aber das darf uns nicht davon abhalten, uns dagegen zu schützen, wenn sie für uns gefährlich ist. Der Spruch: « Alles verstehen heißt alles verzeihen » steht Göttern an, nicht Menschen. Gewiß hat auch der Wolf seinen Sinn im

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

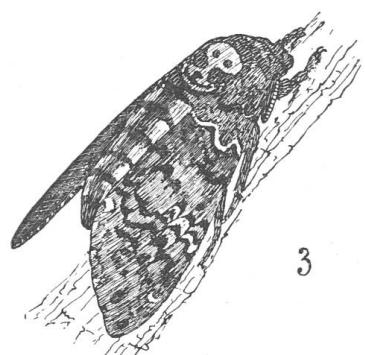
*Dann sollten wir wissen, was diese
Zeichnungen darstellen*



1



2



3

Antworten siehe Seite 69

Schöpfungsplan; aber es ist grotesk, wenn das Lamm versucht, dessen Taten erklären und rechtfertigen zu wollen.

Seit Deutschland imperialistisch ist, ist es für uns ein gefährlicher Nachbar, also nicht erst seit der Machtergreifung Hitlers.

Lange bevor es bei uns eine 5. Kolonne organisierte, hat Deutschland Anschluß-propaganda getrieben, haben unzählige einzelne Deutsche — ich wiederhole, oft ohne daß ihnen das bewußt war — versucht, durch Gleichschaltung den Anschluß vorzubereiten. Am gefährlichsten und erfolgreichsten waren diese Bestrebungen immer in jenen Zeiten, wo die Wogen der deutsch-schweizerischen Freundschaft am höchsten schlugen. Man lese einmal die deutsche Literatur aus den Zeiten der Schweizerbegeisterung aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts nach.

Gerade damals hatten die Deutschen das Volk, das die « heiligen Alpen » und das Quellgebiet des « deutschen Rheines » bewohnte, « zum Fressen gern ».

Daß dieses « teutsche » Land sich an der kriegerischen Eroberung gegen Napoleon nicht beteiligte, konnte man in Deutschland nicht begreifen. So drohte z. B. die geachtete Zeitschrift « Nemesis » den Schweizern damals folgendermaßen: « Seit Jahrhunderten hängt die Schweiz als ein lahmes Glied an unserem Leib und saugt unsere Säfte, ohne sich dafür zu bewegen. Daß man es abhaue, ist Schaden für das Glied, Mißgestaltung für den Leib, also werde es wieder belebt durch innige Verbindung mit dem Leibe. »

Das Ergebnis unserer engen geistigen Verbindung mit einem imperialistischen Staat war eine schleichende Aushöhlung unseres Unabhängigkeitswillens. Gerade unsere größten Dichter erlagen in gewissen Lebensepochen der Anschlußideologie: Ein Gottfried Keller, der einmal in einer Rede sagte: « Wenn das deutsche Reich wieder Raum für demokratische Gedanken hat, gehören seine Grenzpfähle an den

Gotthard », ein Conrad Ferdinand Meyer, der den Hutten weissagen läßt: « Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt Ein einig Zelt ob allem deutschen Land! / Geduld! Wir stehen einst um ein Panier, / Und wer uns trennen will, / den morden wir », ein Heinrich Leuthold, der am Genfersee den Nachkommen der alten Helvetier zuruft: « Was vermöchte wider Erbacherwillkür / Heute dies Volk noch? Mächtigen Schutzes starker / Hohenstaufenhände bedarf die Grenzmark / Deutscher Gesittung. »

Wenn wir heute solche Äußerungen nachlesen, schaudert uns wie dem Reiter auf dem Bodensee. Viele Aussprüche unserer früheren Dichter und Militärs würden heute mit Recht zu Eingriffen der Bundesanwaltschaft führen.

Damals aber war man gegen diese Gefahren blind, und erst als der Anschluß Österreichs zeigte, daß kulturelle Gleichschaltung und politische Unabhängigkeit sich nicht vertragen, gingen den meisten die Augen auf.

* * *

Die deutsche Überfremdung hatte aber, abgesehen von der politischen Gefährlichkeit, verheerende kulturelle Wirkungen.

Der Rhein ist ein schmaler Fluß, aber er trennt zwei Welten. Nein, sehr geehrter Herr Professor, die Deutschschweizer sind weder Kultur- noch Volksdeutsche. Schon rein blutmäßig ist es nicht richtig, uns einfach als germanisches Volk zu bezeichnen. Nur die jahrelange Überfremdung unseres Bildungswesens hat bewirkt, daß man den römischen und vor allem den keltischen Anteil in unserer Abstammung geflissentlich übersah. Aber abgesehen davon, nicht das Blut, sondern Blut und Boden, und nicht nur Blut und Boden, sondern Blut, Boden und Geist formen ein Volk. Die Entwicklung, die wir Jahrhunderte lang durchgemacht

haben, hat bei uns einen Typus hervorgebracht, der sich vom deutschen äußerlich und innerlich unterscheidet. (Das Wort Deutschschweizer ist deshalb eine Bezeichnung, welche durch eine andere ersetzt werden sollte, weil sie nicht mehr paßt, abgesehen davon, daß sie zahllosen Auslandschweizern die Existenz kostete, weil man sie im Ausland als Deutsche betrachtete.)

Nein, wir sind so wenig Deutsche wie die Holländer, Norweger, Schweden und Engländer Deutsche sind. Und weil wir anders sind, brauchen wir einen andern Lebensstil. Die deutschen Studentenlieder passen für uns so wenig wie die deutschen Bierhallen oder die bayrischen Volksstücke. Weil in unserer Demokratie die Beziehungen zwischen den Menschen anders sind als in Deutschland, müssen unsere militärischen Formen anders sein (was man Jahrzehntelang nicht begriff), müssen unsere Schulen anders sein (wo von die deutschen 48er, welche Sie so sehr rühmen, keine Ahnung hatten).

Alle diese Dinge sind für die Leser des « Schweizer-Spiegels » eine Selbstverständlichkeit. Wir vertraten sie schon vor 20 Jahren, als wir noch allein auf weiter Flur standen. Heute ist diese Erkenntnis der zu Unrecht verlachten geistigen Landesverteidigung Allgemeingut geworden.

Die Überfremdung tötet unsere besten schöpferischen Kräfte. Wir können nie etwas Rechtes leisten, wenn wir unserer Art Gewalt antun, sonst wird unser Land zu dem, als das es viele Deutsche, die uns durchaus wohlgesinnt sind, in aller Naivität betrachten — zur deutschen Provinz.

Ich meine durchaus nicht, die schweizerische Form der Kultur sei der deutschen schlechthin überlegen; aber sie ist anders. Auch der Geist lebt nicht in luftleerem Raume, selbst die Kunst wurzelt im nationalen Boden, wenn auch ihre Krone in eine Sphäre ragt, wo alle Menschen Brüder sind.

Gerade weil wir uns der gleichen Schriftsprache bedienen, gerade weil die deutsche Kultur eine scheinbare Ähnlichkeit mit der schweizerischen hat, dürfen wir sie nicht kritiklos übernehmen. Das Russische, Englische, Amerikanische wird ohne weiteres als Fremdes erkannt. Wir treten ihm von vornherein mit jener Reserve gegenüber, die geboten ist, und assimilieren nur das, was uns paßt. Bei der deutschen Kultur aber ist es nicht so leicht, auf den ersten Blick das Wesensfremde zu erkennen, und das leistet der Überfremdung Vorschub.

Als Beispiel möge Schillers « Tell » dienen. Schiller ist ein Dramatiker von Weltformat, und seine Freiheitsdramen können allen Völkern etwas sagen. Es ist deshalb ganz selbstverständlich, daß auch wir uns an den Werken dieses wahrhaft großen Dichters begeistern. Aber es ist ein Mißverständnis, wenn wir in Schillers « Tell » ein schweizerisches Nationaldrama sehen. Schiller wollte ein Stück für seine deutschen Landsleute schreiben, er hat den Schauplatz der Handlung in die Schweiz verlegt, so wie er den Don Carlos in Spanien spielen läßt. Weder der unpolitische Tell noch die andern Figuren sind schweizerisch gesehen.

Als Freiheitsstück hat der « Tell » mit Recht Generationen begeistert; aber weil wir in ihm fälschlicherweise unser Nationaldrama sahen, hat er gleichzeitig die schweizerische Freiheitsgeschichte auf ganz merkwürdige Art verfälscht. Es ist kein Zufall, daß gerade jene Generation, für welche der « Tell » das schweizerische Freiheitsdrama schlechthin war, dazu überging, von der Rütli-« Sage » zu sprechen.

Unser nationales Tell-Drama ist selbstverständlich das den meisten Leuten unbekannte und selten aufgeführte Urner Tellenspiel aus dem 16. Jahrhundert.

Auch wenn die Herrschaft des Nationalsozialismus gebrochen ist — und ge-

rade dann — kann keine Rede davon sein, die gefährliche hundertprozentige Kulturgemeinschaft mit Deutschland, die uns an den Rand des Abgrundes brachte, wieder aufzunehmen.

Auch wenn Deutschland wieder urdemokratisch ist, so demokratisch, daß es unsere Verfassung als reaktionär faschistisch ablehnt — auch wenn es wieder so judenfreundlich ist wie nach 1918, so daß es uns des Antisemitismus bezichtigt, weil wir den Juden nicht mit Begeisterung die Schlüsselstellungen im Kulturleben überlassen — auch wenn es wieder so kirchlich ist, daß es glaubt, uns Heidentum vorwerfen zu müssen — auch wenn es wieder so pazifistisch ist, daß es nicht begreifen kann, daß nicht auch wir freiwillig Sargans und St-Maurice in die Luft sprengen, auch dann — und erst recht dann — wollen wir die Schranken nicht einfach niederreißen. Nicht aus Ablehnung gegen das deutsche Volk, nicht aus Überheblichkeit, sondern aus der Erkenntnis heraus, daß wir untergehen, wenn wir unserer Eigenart nicht treu bleiben.

Diese Stellungnahme wird große Anforderungen stellen.

Aus politischem Instinkt und aus Menschlichkeit wendet sich die Sympathie des Schweizervolkes immer dem Besiegten zu. Das ist vollkommen in Ordnung; aber die Sympathie darf nicht zur Schwäche werden, nicht zur Selbstvernichtung führen.

Dazu kommt ein Zweites. Wer jahrelang in einer geistigen Igelstellung gekämpft hat, wie das die Schweizer taten, der hat das Bedürfnis, einmal alle Schranken niederzureißen und eine Orgie der Verbrüderung zu feiern. Sie käme uns schlecht zu stehen, wenn sie mit einer Selbstaufgabe verbunden wäre.

Natürlich haben diejenigen recht, die darauf hinweisen, die Schweiz sei zu klein,

um geistige Autarkie treiben zu können. Wir spüren alle, daß wir in einem Käfig leben, dessen Enge uns zu ersticken droht. Wir müssen uns wieder öffnen gegen die Außenwelt, wir müssen uns wieder öffnen gegen unsere Nachbarn. Es muß wieder ein Austausch stattfinden, ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Aber es darf nicht mehr so weit kommen, daß wir, wie es früher der Fall war, unter den edlen Dingen, die wir eintauschen, einer Unmenge trojanischer Pferde Eingang in unsere Mauern gewähren.

Im übrigen, sehr verehrter Herr Professor, besteht denn die Welt nur aus Deutschland? Man könnte es fast meinen, wenn man manche Leute reden hört. Viele Befürworter der offenen Türe denken von vornherein nur an die Türe, die nach Norden aufgeht. Sie treten für die Internationale des Geistes, für das Welttheater, die Weltliteratur, die Wissenschaft, die keine Grenzen kennt, ein; aber die Welt besteht für diese Internationalisten aus Berlin, München, Leipzig und Heidelberg. Dort, nur dort hatten sie studiert, sie können nur deutsche Bücher fließend lesen, und so glauben sie allen Ernstes, in Amerika lebten nur Cowboys und Gangster und in England nur Schiffsmakler und Börsenagenten.

Gerade in den angelsächsischen Ländern sind Kulturkräfte vorhanden, von denen die meisten von uns keine Ahnung haben. Auch hier, nicht nur in Deutschland, finden sich Möglichkeiten des Kulturaustausches. Vor allem aber auch in den kleinen Ländern Europas. Wir alle wissen von Holland, von Schweden, aber auch von Portugal, von Spanien viel zu wenig. Gerade mit diesen kleinen Völkern sollten wir die Freundschaft ausbauen, denn bei diesen sind wir sicher, daß sie unser höchstes Gut, unsere nationale Unabhängigkeit, weder bewußt noch unbewußt, bedrohen.

Wenn ich mir auch nicht schmeichle, sehr geehrter Herr Professor, Sie mit mei-

nen Darlegungen überzeugt zu haben, so ist es mir vielleicht doch gelungen, Ihnen zu zeigen, daß unsere Einstellung zu Deutschland nicht auf einem Ressentiment beruht und nicht im Widerspruch steht zu

der anständigen Gesinnung, die Sie uns freundlicherweise zubilligen.

Mit vorzüglicher Hochachtung,

Adolf Guggenbühl.



Die schlechte alte Zeit

Gesamtansicht des Projektes für die städtischen Gebäude der Stadt Zürich

Anlässlich der Einweihungsfeier der neuen Amtshäuser in Zürich am 9. Mai 1914 brach ein Stadtrat in folgende begeisternde Worte aus:

„Die Hauptsache fehlt uns noch: das monumentale Stadthaus, das sich majestätisch über der Uraniastraße erheben und mit seinem hochragenden Turm das Stadtbild beherrschen wird! Zwischen dem künftigen Stadthaus und dem Lindenhof aber soll in stolzer Höhe das städtische Parlamentsgebäude entstehen, der Prachtbau für den Großen Stadtrat, vom Lindenhof aus über eine Freitreppe zugänglich. Und der Lindenhof soll nicht etwa verschwinden, sondern durch den Stadthausbau und die an Stelle der Schipfe-Häuser projektierten Terrassen und Galerien der künftigen

Markthallen erst recht hervorgehoben werden! Wenn einst dieser herrliche Bau vollendet sein wird, dann aber, meine Herren, wollen wir einmal nach alter Väter Sitte ein Fest feiern und mit allem Volk auf dem Lindenhof drei Tage lang essen und trinken!“

Der Architekt Prof. Gull, der Schöpfer des Projektes, äußerte sich folgendermaßen:

„Zürich ist für jeden, der nicht anormal verwöhnt ist, der schönste Fleck Erde, und wir wollen nicht aufhören, es immer noch schöner zu machen, damit jeder Zürcher Stolz auf seine Vaterstadt bleiben kann!“

Heute danken wir dem Schicksal, daß diese scheußlichen Bauten nie zur Ausführung kamen.

Klischee aus „Die Geschichte der Zürcher Schipfe“ (Verlag Aschmann & Scheller AG., Zürich.)